



„Machet keine Dummheiten ...“

Theodor Herzl, der Zionismus und die Vision des Judenstaates im Rückblick eines Jahrhunderts

Kurz nach Vollendung des 44 Lebensjahres starb Theodor Herzl am 3. Juli 1904 in einem Sanatorium in Edlach am Semmering. Schon seit längerem hatten den Begründer des politischen Zionismus Todesahnungen gequält. Das Herzleiden, an dem er seit Jahren laborierte, hatte sich zusehends verschlechtert. Anstatt sich aber an die Ratschläge der Ärzte zu halten, die ihm Kuraufenthalte verschrieben und ihm rieten, sich nicht zuviel zuzumuten, hatte er sich verstärkt um die Realisierung seines Judenstaatstraumes bemüht.

Geradezu besessen von der Idee, daß es ohne ihn nicht ginge und die Grundlagen für den jüdischen Staat noch zu seinen Lebzeiten gelegt werden müßten, achtete Theodor Herzl nicht sehr auf seinen Gesundheitszustand. Einer seiner letzten Briefe, der an David Wolffsohn gerichtet war, spiegelt die Verantwortung, die er für den Fortgang der Arbeit nach wie vor empfand und enthält die merkwürdige, vielfach als bis heute als rätselhaft empfundene Präsenz-Formulierung: „Machet keine Dummheiten, während ich tot bin. Herzlichst grüßt ein zu Schanden gearbeiteter ...“ (6. Mai 1904). Daß Herzl diese Formulierung nicht unabsichtlich gewählt hat, kann als sicher angenommen werden.

Herzls Ableben kam für die meisten der Zeitgenossen überraschend, auf manche wirkte es wie ein Schock. Es gab kaum jemand, der bezweifelte, daß das moderne Judentum und der Zionismus durch den Tod Herzls einen Verlust erlitten hätten. Die zahlreichen Nachrufe in den jüdischen und nichtjüdischen Blättern wetteiferten geradezu miteinander, die Verdienste Herzls herauszustellen. Kaum ein Blatt unterließ es, ihn als einen der großen Männer des Jahrhunderts hervorzuheben.

Die meisten Kondolenzschreiben bedauerten das Ableben Herzls. Verschwiegen werden sollte aber nicht, daß es auch skeptische Stimmen gab, die Herzls Wirken im Rückblick weniger positiv bewerteten. Manche von Herzls Anhängern empfanden dessen Tod sogar als eine Art Befreiung. Darauf deutet in der Entwicklung des Zionismus in der nachherzlschen Periode einiges hin. So brachen nach dem Tod des Führers die ideologischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der zionistischen Organisation über Strategie und Taktik zukünftiger Politik offen aus. Die Lager standen sich unversöhnlicher denn je gegenüber. Welches war der richtige Weg? Praktische Arbeit in Palästina? Oder sollte man der politisch-territorialen Lösung den Vorrang

geben, also ein Territorium sichern, auf dem eine Judenstaat errichtet werden könnte?

Wie Herzl, wenn er noch am Leben geblieben und weiterhin in die Politik der Bewegung eingebunden gewesen wäre, sich in den Auseinandersetzungen verhalten hätte, darüber kann nur



Theodor Herzl während seiner Palästina-Reise 1898 (Abbildung aus Julius H. Schoeps „Theodor Herzl 1860–1904“, Wien 1995, S. 160)

spekuliert werden. Geht man von der Situation bei seinem Tode aus, dann kann man sich jedenfalls nicht gut vorstellen, daß ihm noch weiterhin eine solche Wirkung beschieden gewesen wäre, wie das unmittelbar nach dem Zionistenkongreß 1897 in Basel der Fall war. Unmittelbar nach Ende des Kongresses hatte Herzl in sein Tagebuch notiert: „Fasse ich den Baseler Kongreß in ein Wort zusammen – das ich mich hüten werde, öffentlich auszusprechen – so ist es dieses: In Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter

antworten. Vielleicht in 5 Jahren, jedenfalls in 50 wird es jeder einsehen ...“

Im historischen Rückblick lassen sich vielfache Beziehungen zwischen Herzls Wirken, der weiteren Entwicklung des Zionismus und der Politik des heutigen Staates Israel aufzeigen. Aus der Vielfalt der Themen und Probleme sei hier nur das Verhältnis Herzls und des frühen Zionismus zu den Arabern genannt.

Herzl und andere führende Zionisten waren von der illusionären Vorstellung bestimmt, in einem politischen Vakuum zu agieren. Bezeichnend ist der Ausspruch, den Max Nordau angeblich gegenüber Herzl 1897 getan haben soll: „In Palästina gibt es ja Araber! Das wußte ich nicht! Wir begehen also ein Unrecht.“ Die Geschichte mag erfunden sein, doch kennzeichnet sie im Kern die Einstellung der zionistischen Führung der Frühzeit, die Palästina für ein leeres Land hielt, das nur darauf wartete, von jüdischen Siedlern kolonisiert und kultiviert zu werden. Die Möglichkeit einer einheimischen Opposition wurde völlig übersehen. Ein geflügeltes, vermutlich von dem Schriftsteller Israel Zangwill stammendes Wort jener Jahre hieß: „Ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land.“

In den Schriften, Reden und Briefen Herzls ist nur wenig über die palästinensischen Araber zu finden. Und wenn einmal von ihnen die Rede ist, dann nicht von ihren legitimen historischen Ansprüchen und ihrem Lebensrecht in Palästina. Nicht zu Unrecht hat deshalb Nahum Goldmann in seinen Erinnerungen geschrieben, es sei „einer der großen historischen Denkfehler des Zionismus“ gewesen, „daß er den arabischen Aspekt bei der Gründung des jüdischen Heimatlandes nicht ernsthaft genug zur Kenntnis genommen“ habe.

Der Mangel an Voraussicht ist aber nicht der zionistischen Ideologie allein anzulasten, sondern

Fortsetzung auf Seite 2

entsprach dem Zeitgeist um die Jahrhundertwende, der europäisch geprägt, außereuropäische Kulturen in der Regel nicht als gleichwertig ansah. Herzl und seine Freunde machten da keine Ausnahme. Sie erkannten nicht, vielleicht war es ihnen auch nicht bewußt, daß die Leidtragenden der von ihnen anvisierten Politik die palästinensischen Araber sein würden. Gelernt, nur in jüdisch-zionistischer Perspektive zu denken, sahen sie nicht die Konsequenzen ihres Handelns. Es kam hinzu, daß sie sich meist von der damals weitverbreiteten Auffassung leiten ließen, der Kolonialismus sei ein notwendiger Schritt, um den Völkern Asiens und Afrikas die „Errungenschaften der europäischen Zivilisation“ näher zu bringen.

Sicherlich ist manches gegen die Politik und das Wirken Herzls vom heutigen Standpunkt aus einzuwenden. Schon Martin Buber, der Herzl bewunderte, gleichzeitig aber auch kritisierte, hielt ihn nicht für einen großen politischen Theoretiker, meinte aber im Rückblick, seine Bedeutung habe insbesondere in der Tatsache gelegen, daß er der erste Jude war, „der im Exil jüdische Politik gemacht hat“. Entscheidend erschien Buber und anderen der Niederschlag, den Herzls visionäre Überlegungen gefunden haben. Er sei, so meinte man, ein „Staatsmann ohne Staat“ gewesen, der es verstanden hätte, die Massen zu begeistern und ihnen einen Weg zu zeigen.

Herzls Propagierung der Idee eines jüdischen Nationalstaates hat einer „Revolution“ den Weg gebahnt, die in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel ist. Die Erkenntnis, daß die räumliche Sammlung, die Befreiung aus dem materiellen und seelischen Druck der Umwelt die einzige Lösung für die Juden als Gesamtheit bedeute, führte zu einer Stärkung des jüdischen Bewußtseins bei einer nicht geringen Anzahl von Juden. Man lernte, wieder aufrecht zu gehen und den Nichtjuden mit erhobenem Haupt und in gleicher Augenhöhe gegenüber zu stehen. Der Zionismus ist deshalb nicht nur als eine Vision anzusehen, sondern auch als das Bemühen um existentielle Selbstbehauptung.

So mancher wurde sich überhaupt erst einmal wieder der Tatsache bewußt – wie Herzl im übrigen selbst – daß er Jude war. Andere, besonders im Ostjudentum, hatten nun eine reale Zielvorstellung vor Augen, der sich ihr ungebrochen vorhandenes Volksbewußtsein zuwenden konnte. Noch zu Herzls Lebzeiten nahmen einige dieser Menschen ihren Weg nach Palästina, begannen dort Sümpfe trocken zu legen und Wüsten zu bewässern – begannen, wie das in der heroischen Sprache des Zionismus jener Jahre hieß, „das Land mit ihrer Hände Arbeit zu gewinnen“.

Herzls „praktischer“ Verdienst für den Zionismus darf keinesfalls unterschätzt werden. Er war es, der die überall verstreuten kleinen Gruppen Zionsbegeisterter organisierte und ihnen ein Programm gab. Er war es, der den Kongreß als Zentrale einer neuen jüdischen Volkspolitik, die Zionistische Organisation als politischen Rahmen und die Jüdische Kolonialbank als Machtmittel der

Bewegung schuf. Alle diese Institutionen haben sich als dauerhafter erwiesen, als manche seiner Zeitgenossen annahmen, die deren Sinn nicht verstanden oder auch deren Vorhandensein grundsätzlich in Frage gestellt haben. Die größte Leistung Herzls aber war, die Zustimmung der wichtigeren Großmächte in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren gewonnen und die zionistische Bewegung zu einer in der politischen Welt bekannten und als Vertreterin des jüdischen Volkes anerkannten Bewegung gemacht zu haben.

Herzl politisch-diplomatische Aktivitäten sind vielfach zu Recht kritisiert worden. Vieles kam anders und manches war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das Ostafrika-Projekt beispielsweise (Herzl wollte zeitweilig auf dem Gebiet des heutigen Uganda den „Judenstaat“ gründen) war ein politischer und taktischer Fehler, denn dieses Vorhaben erwies sich sehr bald als nicht realisierbar und brachte Verwirrung und Spaltung in die zionistische Bewegung. Herzl machte die Erfahrung, daß die jüdischen Massen insbesondere in Osteuropa nur für Palästina zu gewinnen sein würden. Die Gebetsformel „Nächstes Jahr in Jerusalem“ war ein Versprechen, das durch nichts anderes ersetzt werden konnte und von Herzl zunächst unterschätzt wurde.

Wenn Theodor Herzl wegen des Scheiterns der Verhandlungen mit dem Deutschen Reich, der Türkei und Ägypten zeitweilig ein anderes Gebiet als Palästina in Erwägung gezogen hat, so zeigt das, wie wenig er dem traditionellen Judentum verbunden war. Er blieb Zeit seines Lebens der assimilierte österreichische Jude deutscher Kultur, der sich aus persönlichem Stolz und aus sozialem Mitgefühl zum verachteten Judentum bekannte. Vielleicht ist das auch der Grund, warum er mit dem Ostafrika-Projekt in Gedanken spielte. Es wußte zwar, daß mit diesem Projekt die „Judenfrage“ nicht gelöst werden konnte, meinte aber, es sei notwendig, schnellstens etwas gegen die Judenfeindschaft zu tun – auch wenn dabei, wie er vermutlich geahnt hat, nicht viel herauskommen würde.

Ausschlaggebend für den Entschluß waren aber wohl die Nachrichten von dem Pogrom in Kischinew im April 1903. Es sei nur eine einzige Antwort möglich, schrieb Herzl damals an Freunde, die planvolle Massenauswanderung in ein rechtlich geschütztes Territorium, denn Kischinew sei nicht zu Ende. Die Erkenntnis von der Recht- und Schutzlosigkeit der Juden hatte ihn im Innersten getroffen. Was uns heute betroffen macht, ist etwas anderes als die voraussehbare Verfolgung einer unter Ausnahmerecht und Ghettobedingungen lebenden Minderheit in einem stets von der Revolution und von Pogromen bedrohten Landstrich. Herzl hatte damals um jeden Preis die nach Millionen zählende Bevölkerung der russisch-polnischen Ansiedlungsgebiete retten wollen, in denen sich vierzig Jahre später der organisierte Massenmord abspielte. Das ist ihm nicht gelungen. Tragischerweise.

Wenn Herzl sich in seinen letzten Monaten dem Ziel Palästina schließlich als einzig möglichem

anschloß, so hinterläßt dies den Eindruck, als ob propagandistische Rücksichten die ausschlaggebende Rolle gespielt hätten. Die Massen mußten schließlich zur Wanderung bewegt werden. Herzl persönlich war nicht unbedingt für Palästina, er sah aber ein, daß die Juden, die zur Wanderung überhaupt bereit waren, nur für Palästina als Ziel der Wanderung zu überreden waren. Dem fügte er sich. Darin wurde er zudem noch durch die Eindrücke bestärkt, die er aus seiner Palästina-Reise gewonnen hatte. Das Land erschien ihm als „Land der Zukunft“. Ein anderes kam für ihn nicht in Frage.

Trotz seines dann doch noch erfolgenden Bekenntnisses zu Palästina hat Herzl aber dennoch an Siedlungsprojekten wie Zypern, der Sinaihalbinsel oder Britisch-Ostafrika als Zwischenlösung für die am meisten notleidenden Juden festgehalten. Die beiden ersten Gebiete konnten dabei noch als Tore auf dem Weg nach Palästina gelten. Ostafrika hingegen war nur eine Notlösung in völlig auswegloser Situation – einer Situation, die paradoxerweise jedoch am Ende zur Anerkennung des jüdischen Volkes und seiner nationalen Bestrebungen durch England führte und letztlich zur Gründung des Staates Israel am 15. Mai 1948.

In seinem Testament hatte Herzl als seine vorläufige Ruhestätte den Döblinger Friedhof am Fuße des Wiener Waldes bestimmt, und zwar so lange, bis das jüdische Volk in der Lage sein würde, seine sterblichen Reste nach Palästina zu überführen. Dort hatte er für sich seine letzte Ruhestätte vorgesehen. Es sollte weniger als ein halbes Jahrhundert dauern, bis diesem Wunsch nachgekommen werden konnte. Herzls Prophezeiung, die er unmittelbar nach dem ersten Kongreß in Basel gemacht hatte, daß der Judenstaat in weniger als 50 Jahren existieren werde, war in Erfüllung gegangen, und zwar zeitlich fast genau der einst gemachten Voraussage entsprechend.

Eine der ersten Handlungen des jungen Staates Israel war es, die Gebeine Herzls von Wien nach Jerusalem zu überführen und 1949 auf dem Mount Zion zu bestatten. Der Grabstein, der ihm dort unter Pinien, Zedern und Zypressen gesetzt wurde, ist ein schlichter, schwarzer Marmorblock. Auf ihm steht in hebräischen Lettern der Name „Theodor Herzl“ eingemeißelt.

Der Besucher, der heute seine Schritte über den Herzl-Berg lenkt, ist sich bewußt, daß die letzte Ruhestätte des Begründers der zionistischen Bewegung mehr ist als nur eine x-beliebige Grabstätte. Er spürt, daß er an einem Ort steht, der für Juden in aller Welt eine tiefe symbolische Bedeutung besitzt. Und er erkennt, wenn er seinen Blick vom Herzl-Berg über Jerusalem und die Berge Judäas schweifen läßt, daß Träume nicht unbedingt nur Träume bleiben müssen. Träume können auch Wirklichkeit werden. Die Gründung und die Existenz des Staates Israel sind der Beweis dafür.

Julius H. Schoeps

Das Original dieses Textes wurde für den DIALOG mit Genehmigung des Autors leicht gekürzt.

Jüdische Gemeinde Braunschweig besuchte Halberstadt zur traditionellen Sonntagsführung

Weit über die Landesgrenzen hinaus genießt der allsonntägliche, von der Moses Mendelssohn Akademie organisierte „Gang durch das jüdische Halberstadt“ einen ausgezeichneten Ruf. Am Sonntag, den 13. Juni 2004, besuchte eine fast

Osnabrück und heute nun in Halberstadt. Das spricht doch für den Stellenwert der Stadt und ihrer jüdischen Geschichte.“

Die Führung durch das jüdische Halberstadt beginnt an der Moses Mendelssohn Akademie,



fünfzigköpfige Gruppe der jüdischen Gemeinde Braunschweig die zahlreichen erhaltenen baulichen Zeugnisse der jüdischen Geschichte in Halberstadt. Jutta Dick, Direktorin der Moses Mendelssohn Akademie, führte die sechs- bis fast 80jährigen Gemeindemitglieder zur Klaussynagoge ebenso wie zu den Resten der Barocksynagoge und durch das Berend Lehmann Museum im Mikwenhaus. Renate Wagner-Redding, Vorsteherin der jüdischen Gemeinde Braunschweig, berichtete, dass jährlich eine derartige Fahrt unternommen werde. „Wir waren in Berlin,

Rosenwinkel 18, dauert drei Stunden und kostet pro Person fünf Euro. Um telefonische Voranmeldung unter der Nummer 03941-606710 wird gebeten. Wer am Sonntag im Anschluss an den „Gang durch das jüdische Halberstadt“ eine kulinarische Stärkung braucht, der kann zum entspannten Brunch ins MuseumsKaffee Hirsch, Bakenstraße 57, einkehren. Allen Liebhabern des ausgedehnten Frühstücks werden dann jüdische Spezialitäten wie gehackte Hühnerleber, Piroshki, Bagels in verschiedenen Variationen oder frischer Kuchen serviert.

Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt

Vom 3.-5. September 2004 veranstaltet die MMA, gefördert durch die Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt, eine „Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt“.

Die dreitägige Reise führt ausgehend von Halberstadt über Dessau, die Geburtsstadt Moses Mendelssohns, und Wörlitz zurück nach Halberstadt. Dabei wird die Geschichte der Juden im deutschsprachigen Raum am Beispiel von Sachsen-Anhalt dargestellt. Darüber hinaus wird auch das gegenwärtige jüdische Leben in der Bundesrepublik Deutschland, die Vermittlung von Grundlagen des Judentums sowie das aktuelle Problem des Antisemitismus betrachtet.

Es konnten renommierte Referenten gewonnen werden.

Die „Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt“ ist als Fortbildung für Lehrer des Landes Sachsen-Anhalt für alle Schulformen und Fächer anerkannt.

Im Preis von 50 Euro pro Teilnehmer sind zwei Übernachtungen, Verpflegung sowie Kaffeepausen, Fahrtkosten innerhalb der „Reise“ sowie sämtliche Kosten während der einzelnen Programmpunkte enthalten.

Das vollständige Programm sowie das Anmeldeformular sind in der MMA unter 03941-606710 erhältlich.

Schnupperwochenende Hebräisch

in der Moses Mendelssohn Akademie vom 01.-03.10.2004

Hebräisch war für die Juden in der Diaspora über Jahrhunderte die Sprache der Religion. Kommuniziert wurde in Jiddisch oder Ladino. Mit der Emanzipation der Juden verbunden wurde zunehmend die jeweilige Landessprache zur „Muttersprache“.

Mit dem Aufkommen des Zionismus gewann das Hebräische als Kommunikationsinstrument wieder an Bedeutung. Als Palästina/Israel das Heimatland jüdischer Immigranten und Hebräisch zur Alltagssprache wurde, musste die Sprache den aktuellen Gegebenheiten angepasst werden. Der israelische Rundfunk veranstaltete in den fünfziger Jahren Wettbewerbe, bei denen Vorschläge für Begriffe für moderne Gegenstände gemacht werden konnten. Heute verbindet das moderne Hebräisch in Israel Menschen mit mehr als 100 Herkunftssprachen.

Der Wochenendkurs an der Moses Mendelssohn Akademie bietet einen Einblick in die Grundstrukturen der hebräischen Sprache und vermittelt erste lexikalische und grammatikalische Basiskenntnisse. Um die Kommunikation unter den Kursteilnehmern zu befördern werden die Mahlzeiten gemeinsam im hauseigenen MuseumsKaffee Hirsch eingenommen.

Der Kurs kostet 85 Euro pro Person. Darin enthalten sind die Lektionen, vier Mahlzeiten, die Kaffeepausen sowie das kulturelle Rahmenprogramm. Hotelübernachtungen vor Ort können organisiert werden.

Dozent ist Roi Shachor, 1976 in Rishon Lezion/Israel geboren. Er hat u.a. schon an der Universität Potsdam Hebräisch (Ulpan-Kurse) unterrichtet. Bereits im Mai 2004 leitete er einen derartigen Sprachkurs in Halberstadt, der für die Teilnehmer sehr erfolgreich verlaufen war und bei dem innerhalb kurzer Zeit beachtliche Lernfortschritte erzielt wurden.

Bitte melden Sie sich telefonisch unter der Nummern 03941-606710.

Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte
Halberstadt

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

„Vilne, yidishlekh fartrakht ...“

Die Vilne Diaspora in New York, Israel und Vilnius nach dem Holocaust

Mein Dissertationsprojekt hat seinen Ausgang vor 11 Jahren genommen, als ich in Vilnius Politik

Ortsbegehungen, Bücherschranksanalysen u.a.) sowie Elementen aus der Diskursanalyse.



Die Vilner shtetshul (auch Große Synagoge) vor dem Krieg, im Vordergrund die Straschun-Bibliothek (Beide Abbildungen aus: L. Ran, *Ash fun Yerushalayim deLita*, 1959)

und Litauisch studierte und mir nach und nach klar wurde, dass meine neue Wohnung inmitten des ehemaligen jüdischen Viertels lag, und dass der Kindergarten vor meinem Haus an der Stelle stand, an der sich früher der shulhoyf befunden hatte, der mit seinen zahlreichen Synagogen und Betstuben als Zentrum der litvakischen Orthodoxie fungierte. Im Laufe der Jahre traf ich immer wieder aus Zufall Überlebende aus Vilnius/Wilno/Vilne, die ganz unterschiedliche Erinnerungen an die Stadt hatten. Aus dieser Spannung – den Leerstellen im heutigen Vilnius und den Eindrücken seiner ehemaligen jüdischen Bewohner, die verteilt über die gesamte Welt leben, ergab sich schließlich die Fragestellung: Wie erinnern sich die ehemaligen Vilner, die sich nach dem Holocaust an verschiedenen Orten ansiedelten, sowohl kollektiv, innerhalb ihrer Organisationen, als auch individuell an „di alte heym,“ ihre alte Heimat? Es geht dabei folglich um die ortsbezogene Kultur-, Trauer- und Erinnerungspraxis der Vilner in New York, Israel und Vilnius, um das multi within a culture, und nicht um eine Rekonstruktion von Vilne, wie es wirklich war.

Das Forschungsdesign kombiniert die traditionelle historische Quellenanalyse mit Methoden der qualitativen Sozialforschung und der Kultur-anthropologie (wie teilnehmende Beobachtung, verschiedene Interviewformen, mental maps,

Der größere theoretische Rahmen, in dem diese empirische Untersuchung angesiedelt ist, bietet Raum für die Diskussion über das kulturelle bzw. kollektive Gedächtnis, wenn es im Zusammenhang mit Migration und Trauma denkt. Auch die Bedeutung von Sprache wird in diesem Zusammenhang untersucht, weshalb die Vilner in New York im Vordergrund stehen, die als einzige der drei Gruppe eine kontinuierliche

Kulturarbeit auf Jiddisch betrieben.

Die Arbeit nähert sich nach einer theoretischen Einführung zum kulturellen Gedächtnis und der historischen Skizzierung des jüdischen Vilnius während der Zwischenkriegszeit und



Sh. Kacerginsky und das Originalmodell des Ghetto Wilna, 1944 nach der Befreiung im Depot des wiedereingerichteten jüdischen Museums in Vilnius

der Shoah, auf drei verschiedenen Ebenen der Erinnerungsgeschichte der Vilner Nachkriegs-diaspora an: Zunächst wird auf struktureller Ebene die Migrationsgeschichte der Vilner Juden geschildert – Auswanderungsentscheidungen, Emigrationsrouten, demographische Entwick-

lung, die politischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich die jeweiligen Gruppen nach dem Krieg entwickelten, sowie die Etablierung und Zielrichtung der verschiedenen Vilne-Organisationen.

Dem folgen Fallstudien von Lieux de mémoire, anhand deren in die Tiefe gehend kulturelle Topoi



Anna Lipphardt, studierte Internationale Beziehungen/ Politikwissenschaft, Litauisch und Jüdische Studien in Vilnius, Potsdam und an der University of Chicago, dort Research Assistant von Prof. Joel Kraemer, Divinity School und 1999 M.A.

Mehrjährige Tätigkeit als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit in Bereich Internationale Politik. Seit April 2001 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs MAKOM an der Universität Potsdam

analysiert werden, die für die Juden aus Vilnius von besonderer Bedeutung sind. So wird etwa die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Partisanenhymne „Zog nit keynmol az du geyst dem letstn veg!“ als translokales, außerschriftliches Medium untersucht, und davon ausgehend die Bedeutung des jüdischen Widerstands und des Ghetto Wilna im öffentlichen Diskurs nach dem Holocaust. Im Kapitel „I have no cemetery to go to for yortsay!“ werden Trauern und Holocaust-Gedenken der Vilner anhand von Friedhöfen, Mahnmalen und der jährlichen Haskore beleuchtet. In einem weiteren Kapitel wird es um die Vilne Ausstellungen und vor allem die Geschichte der Stadtmodelle gehen, die dort eine zentrale Rolle spielen. Schließlich werfe ich einen Blick auf das jüdische Viertel und wie es im heutigen Vilnius verhandelt wird – zwischen Denkmalschutz, Tourismus und Geschichte, zwischen der litauischen Öffentlichkeit und der jüdischen Gemeinde.

Diesen kollektiven Perspektiven auf die vergangene jüdische Dimension der Stadt werden abschließend anhand von vier bis fünf Portraitstudien, die persönlichen Erinnerungen von Überlebenden und ihren Nachkommen entgegengespiegelt, um der Frage nach dem Zusammenhang von individuellem und kollektivem Erinnern nachzugehen.

Anne Lipphardt

Der „Tag von Potsdam“ – die andere Seite

Augenzeugenberichte aus dem KZ Oranienburg, neu herausgegeben vom Verlag für Berlin-Brandenburg

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler zum Reichskanzler ernannt. Sieben Wochen danach – am 21. März 1933 – eröffneten am so genannten *Tag von Potsdam* Hindenburg und Hitler mit einer Feier in

der Garnisonkirche den neuen Reichstag. Am selben Tag entstand in der brandenburgischen Kleinstadt Oranienburg, die von Potsdam aus in zwei Stunden mit der S-Bahn erreichbar ist, das erste Konzentrationslager Preußens. Zu den ersten hier Inhaftierten gehörten neben Kommunisten und Sozialdemokraten – unter ihnen viele Reichstags- bzw. Landtagsabgeordnete – ebenso linke Intellektuelle, aber auch Mitglieder bürgerlicher Parteien sowie Menschen, die wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt wurden.

Vor genau 70 Jahren erschienen die Berichte zweier Zeitzeugen über ihre Inhaftierung im KZ Oranienburg, die beide unmittelbar nach ihrer geglückten Flucht in die Tschechoslowakei aufgeschrieben hatten.

Der erste Bericht stammt von Gerhart Seger, der zweite von Max Abraham.

Seger, der vom 14. Juni bis zu seiner Flucht am 4. Dezember 1933 in Oranienburg inhaftiert war, veröffentlichte seine Schrift unter dem Titel *Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten* 1934. Abraham nannte seinen ebenfalls 1934 veröffentlichten Zeitzeugenbericht *Juda verrecke. Ein Rabbiner im Konzentrationslager*. Er war am 27. Juni 1933 nach Oranienburg gekommen, war von dort am 7. September nach Papenburg transportiert worden und überlebte weitere KZ-Lager, ehe auch er aus Deutschland flüchten konnte.

Gerhart Seger (geb. 16.11.1896 Leipzig, gest. 21.1.1967 New York) entstammte einer sozialdemokratischen Familie. Noch während des Ersten Weltkrieges, an dem er als Frontsoldat teilnahm, trat er in die SPD ein. Nach Tätigkeiten bei mehreren Zeitungen als Redakteur und aktiver

Kämpfer gegen den Militarismus (er war von 1923 bis 1928 Generalsekretär der *Deutschen Friedensgesellschaft*) wurde er 1930 in den Reichstag gewählt. Als vehementer Kritiker Hitlers, dessen

Ausweisung er 1932 forderte, wurde er bereits am 12. März 1933 unter Verletzung seiner Abgeordnetenimmunität in Dessau verhaftet, von wo aus er am 14. Juni 1933 in das KZ Oranienburg eingeliefert wurde.

Max Abraham (geb. 25.4.1904, Todesdatum unbekannt) stammte aus einer sehr religiösen Familien aus Posen. Er erhielt an der Lehrerausbildungsanstalt in Würzburg seine Ausbildung zum Lehrer und Prediger. Diese Tätigkeit versah er seit

burg gebracht. Im November 1933 wurde er in Rathenow angeklagt, den SA-Mann überfallen zu haben, und zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt, die er im März 1934 in Plötzensee antreten sollte. Er floh – nach den Erfahrungen seines sechsmonatigen Aufenthalts in mehreren KZ – in die Tschechoslowakei. Von dort gelang ihm 1939 in letzter Minute die Flucht nach England, wo er in der Emigrantengemeinde ein aktives Vorstandsmitglied war.

Während der Bericht von Gerhart Seger nach dem Zweiten Weltkrieg nochmals veröffentlicht wurde, ist der von Max Abraham nur noch in einigen wenigen Exemplaren in Bibliotheken verfügbar.

Mit der Zurverfügungstellung beider Texte sollen Anregungen gegeben werden, sich eingehender mit den Ereignissen in den ersten Wochen und Monaten nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zu beschäftigen.

Die Schilderungen sind auch insofern wichtig, als dadurch den in den Akten überlieferten Mitteilungen und Schriftwechsel aus der Sicht der Täter diejenige der Verfolgten und Inhaftierten entgegengesetzt werden. Dabei ist vor allem auch interessant, dass die verfassten Texte zum einen die Sicht eines aus politischen und zum anderen die eines aus religiösen oder wie es in der NS-Terminologie hieß, *rassischen* Gründen Verfolgten wiedergibt. Sie stehen als wichtige Zeitzeugnisse dafür, mit welcher Brutalität und mit welchem Zynismus das NS-Regime sofort nach dem 30. Januar 1933 daran ging, sein Programm umzusetzen.

Den Berichten ist ein Glossar sowie ein kommentiertes Personenverzeichnis angefügt worden. Ein Bildteil ergänzt die Schilderungen.

Neben den Erlebnisberichten von Hans Beimler und Willi Bredel dienten die Schilderungen von Gerhart Seger Anna Seghers als Stoff für ihren Roman *Das siebte Kreuz*, den sie 1937 im französischen Exil beendete. Der Roman wurde bereits 1944 in den USA verfilmt.



Gerhart Seger,
Mitglied des Reichstages



Fotografie einer Bar Mitzwa-Feier 1931 in Rathenow. Das Kreuz bezeichnet Max Abraham.

Ende der 1920er Jahre in der kleinen jüdischen Gemeinde in Rathenow, nordöstlich von Berlin an der Bahnstrecke nach Hamburg gelegen. Er trat aktiv gegen antisemitische Propaganda ein und war Mitglied der SPD. Am Abend des 26. Juni 1933 wurde er in Rathenow von einem SA-Mann überfallen, anschließend verhaftet und am 27. Juni mit anderen Gefangenen in das KZ Oranien-

Konzentrationslager Oranienburg. Augenzeugenberichte aus dem Jahre 1933. Gerhart Seger, Reichstagsabgeordneter der SPD. Max Abraham, Prediger aus Rathenow, neu herausgegeben von Irene A. Diekmann und Klaus Wettig, Verlag für Berlin-Brandenburg: Potsdam 2004, 191 Seiten, 14,80 Euro, ISBN-Nr. 3-935035-51-9

Beide Abbildungen auf dieser Seite wurden diesem Band (S. 98 bzw. 105) entnommen.

Die Letzte ihrer Epoche

Zum Tod der Historikerin Marianne Awerbuch, Mitglied im Beirat des Moses Mendelssohn Zentrums

Es gibt nicht mehr viele Menschen ihrer Art in unserem Land. Die Berliner Historikerin Marianne Awerbuch war eine der letzten Repräsentanten des deutschen Judentums, so, wie wir es heute meist nur noch aus Büchern kennen. In Berlin geboren und aufgewachsen, nahm sie all das Große und Schöne der Weimarer Zeit auf und bewahrte es sich – trotz der düsteren zwölf Jahre, die ihr Leben verändern sollten.

Bis zu ihrem Tod verkörperte sie das, wofür eine bestimmte Schicht der deutschen Juden stand, die Hitler vertreiben und vernichten ließ: die Überzeugung, dass „Jüdischsein“ nicht „Fremdsein“ bedeutet. Für sie bildeten die Worte „jüdisch“ und „deutsch“ keine Gegensätze, sondern gehörten zusammen, ja, ließen sich selbst durch Hitler und die Judenvernichtung nicht auseinander reißen. Mit Patriotismus hatte das nichts zu tun, auch nichts mit Verdrängen. Im Gegenteil: Gerade in ihren letzten Jahren lugten die Geister der Vergangenheit immer brutaler hervor und ließen Marianne Awerbuch, die Vater und Mutter in Auschwitz verloren hatte, nicht mehr los. Vielmehr war Awerbuch nicht bereit, das aufzugeben, was sie in ihrem durch und durch bürgerlichen Elternhaus erlebt und erfahren hatte. Für sie fühlten sich die Juden bis 1933

nicht als Deutsche. Sie waren es einfach. Nicht mehr und nicht weniger.

Diese Überzeugung stand im Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt, auch wenn sie in der Öffentlichkeit selten darüber sprach. Neben der Frage, wie es zu der Katastrophe kommen konnte, wurde diese Ansicht zum Motor ihrer wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland. Seit ihrer Rückkehr aus Israel im Jahr

von der Bibel an im Original studiert. Noch in ihren späten achtziger Jahren zitierte sie ganze Passagen Jesajas frei und aus dem Stegreif.

Auch wenn das Institut für Judaistik schon vor ihrer Rückkehr nach Berlin existierte, kann sie als seine eigentliche Gründerin gelten. Generationen von Geschichtsstudenten gab sie ihr Wissen und ihr Sichtweise vom Judentum mit. Mehr als das: Als eine der maßgeblichen Mentoren der großen Berliner Ausstellung

„Jüdische Lebenswelten“ sorgte sie 1992 dafür, dass sich den Hunderttausenden von Besuchern das Judentum in seiner Vielfalt erschloss und eben nicht als monolithische Einheit dargestellt wurde, so, wie es Hitler und seine Schergen den Deutschen nicht ohne Erfolg einzuhämmern versucht hatten.

„Die Juden in Deutschland waren Deutsche, die

äthiopischen Juden Äthiopier. Das sollten alle lernen.“ Genau darum ging es ihr. Genau aus diesem Grund lehnte sie den Bau des jüdischen Museums ab. Nach ihrem Verständnis trieb er die Juden erneut in eine Sonderrolle. „Schließlich gibt es auch kein katholisches Museum.“ Libeskind's Architektur fand in ihren Augen ebenfalls keine Gnade: „Ein Weltanschauungsbau. Als ob sich jüdische Geschichte nur durch den Blick auf Auschwitz betrachten ließe.“

Es war diese Offenheit, diese angriffsfreudige Unabhängigkeit und das unbestechliche, auf Wissen beruhende Urteil Awerbuchs, das die Debatte bereicherte. Sie ist nun um eine gewichtige Stimme ärmer geworden.

Marianne Awerbuch, geboren am 20. Juni 1917 in Berlin, dort gestorben am 6. Juni 2004.

Jacques Schuster

Der Autor dieses Nachrufes, Jahrgang 1965, ist Ressortleiter Außenpolitik bei der Tageszeitung „Die Welt“. Der Nachruf erschien am 17. Juni 2004 in gekürzter Fassung in der Zeitung „Jüdische Allgemeine“.



1966 versuchte sie an die Traditionen der „Wissenschaften des Judentums“ anzuknüpfen, das heißt ihren Schülern und Lesern das lebendige, sich weiter entwickelnde Judentum als eine Wissenschaft nahe zu bringen, die nichts mit Mystik und rabbinischer Gelehrsamkeit zu tun hat. Mit äußerster Entschlossenheit stritt Marianne Awerbuch gegen alle Tendenzen, das Judentum in ein mystisches Phänomen zu verwandeln und es dadurch exotisch zu machen, so, wie es viele ihrer Kollegen gutmütig und in ahnungsloser Verehrung gegenüber Gershom Scholem lehren.

Kaum einer wagte ihr zu widersprechen. Wie eine Schwimmerin in die Flut warf sie sich gleichsam mit einem Ruck in Diskussionen und ließ Hieb auf Hieb niederprasseln. Ihre Kampfeslust, der Wechsel aus scharfen und verzuckerten Bosheiten, vor allem aber ihr schier atemberaubender Reichtum an Wissen ließen die Gegner schnell verstummen. Überhaupt ihre Bildung! Anders als die meisten in Deutschland lehrenden Professoren für jüdische Geschichte sprach Marianne Awerbuch nicht nur fließend Hebräisch, sie hatte alle maßgeblichen Quellen

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D - 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D - 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D - 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00